

**Der Propst
Dr. Christian Stäblein**

Es gilt das gesprochene Wort!

Predigt über Jeremia 29,1.4-7.10-14 im Gottesdienst zur Einführung von KMD Günter Brick als Studienleiter für kirchenmusikalische Aus-, Fort- und Weiterbildung und stellvertretenden Landeskirchenmusikdirektor

21. Oktober 2018

Liebe Gemeinde,

im richtigen Moment einsetzen, die Kunst des richtigen Mischens und Einmischens: das ist das Wesen des Kanons. Wenn die einen auf dem Bösen verharren, sind die anderen bei Überwinden und die dritte Gruppe ist beim Guten. So gemischt klingt das herrlich zusammen – jedenfalls, wenn man auch die Kunst des Komponierens beherrscht, wie der Kirchenmusikdirektor Günter Brick, den wir heute in seine neue Aufgabe einführen und der dann – so sind sie, unsere Kirchenmusiker, und ich stehe staunend davor –, der dann mal so eben zum Wochenspruch einen Kanon komponiert hat. Einen, bei dem man dann üben und hören kann, wie sie funktioniert: die Kunst des richtigen Einmischens. Was setzt sie voraus? Klar: eine gewisse Energie, der Mut zum Jetzt sozusagen: jetzt einmischen. Und, aber ja, Freiheit: ich bin so frei, dass ich meine Stimme singen und mich mit dieser Stimme mischen, untermischen kann. Ein Kanon lehrt diese Kunst. Unsere Kinder haben das Kanonsingen anfänglich eher als Wettbewerb verstanden: erster, fertig, schon da. Diese sonst so allgegenwärtigen Marktregeln zählen beim Kanon nicht. Lässt sich schön üben, auch davon frei zu werden. Frei für das richtige Mischen und Zusammenstimmen. Vom Bösen zum Überwinden. Und schon beim Guten. Welche Freiheit!

Liebe Domgemeinde heute, welche Freiheit, sich einzumischen, die Jeremia da an die schreibt, die von Jerusalem nach Babel geführt worden sind, ins Exil, in die Fremde. Pflanzt Gärten, sorgt für Nachwuchs, schottet Euch nicht ab, sucht der Stadt Bestes – sucht Frieden, betet darum. Betet für sie, die Stadt, die Menschen dort. Seid so frei, Euch untermischen mit Eurem Glauben, mit Eurem Menschsein, die anderen sind es doch auch: nicht nur, nicht auf Dauer Feinde, es sind Menschen wie Ihr. Mischt. Euch. Ein.

Liebe Gemeinde, die berühmten Worte aus dem Brief des Jeremia an die Geschwister in Babel lassen sich gut lesen als erste Überschrift zu einer offenen religiösen Existenz: Glaube, eingemischt in oft fremde Welten. Pflanz an, baut Häuser. Wer baut, will bleiben, nicht nur wegen Ril-

ke über den Winter, ein ganzes Leben mindestens. Wer baut, gestaltet mit: im Gottesdienst zum Kapiteltag denken wir ja immer auch voller Dank an die, die hier vor über 850 Jahren angefangen haben, diese Kirche zu bauen. In ziemlich unwirtlich, sumpfigen Gefilden. Da haben sie ihren Glauben reingemischt. Bauen muss man können: sich hineinbauen in die Welt, mit ihr zusammen gestalten: Der Dom und das Domstift Brandenburg ist ein Experte dafür: mit Gemeinde, Schule, Kolleg, mit Orgelkursen und Gebet. Man mischt sich ein. Der Bau ist dabei ja nie fertig, ist eine andere Kunst der Fuge und des Gemischs aus Sand und Stein, wer wüsste das besser als Sie, verehrter Herr Krekeler, der Sie sich haben gewinnen lassen für das Domstift, danke: Bauen ist Einmischen in die Welt im besten Sinne. Also, liebe Gemeinde, Religionspolitik der Einmischung in aller Freiheit, um aller Freiheit willen, da stimme ich heute gerne ein, in diesen Kanon, der ja hier in Brandenburg ohnehin gesungen wird: zuletzt mit der Vergabe des Brandenburger Freiheitspreises, dieses Jahr ja mit einer Preisverleihung gewissermaßen für Bauleute – für die Wohnungsbaugenossenschaft Bremer Höhe, deren Ziel ist: Wohnraum bezahlbar in Berlin und Brandenburg. Lass Dich nicht überwinden von Preisspiralen und Spekulationsgier, überwinde das alles mit Häusern, die ein Zuhause bergen, offen, bezahlbar. So vielleicht eine Kanonvariante, die wir heute singen könnten.

Betet für die Stadt, bringt Euch ein. Im Exil von Babel gewinnt der Glaube eine neue Liberalität. Und auch, wenn ich den Sprung von 2500 Jahren, der zwischen dem Brief Jeremias und uns in etwa liegt, wenn ich diesen Graben nicht einfach überspringen will und kann, so ist es doch ein kleines Manifest des Öffnens, gemeinwesenorientiert, wie es manchmal etwas sperrig, aber schon richtig heißt. Weltzugewandt. Dabei realistisch und durchaus nüchtern. So ist die Welt: Wir sind mittendrin. Also mischt mit. Singt. Komponiert. Töne, Musik ist die tollste Kunst des Mischens: Luftsäulen, Obertöne, Vokale – ohne diese Mischung bliebe es tonlos, leblos, richtig geschrieben, aber nicht gehört. Unerhört wäre das.

Liebe Domgemeinde, wenn ich so rede, könnte man meinen, Bruder Günter Brick habe einen schönen Dur-Klang komponiert. Klar. Kräftig. Tendenz: frohe Fanfare. Aber nein, auch wenn ich als Musiklehrer beim ersten Draufgucken dachte: ah, zwei Kreuze, das wird D-Dur sein – und dann rattert es ja sofort: D-Dur gilt als die festlichste unter den Tonarten, spätestens seit dem Barock gerne mit hellen Trompeten verbunden, denke also: klar, passt zum Kapiteltag. Aber nein, wir haben den Kanon ja schon zweimal gesungen: es ist h-Moll, im Barock die dunkle Tonart genannt, Tod und Böses besingend. Der Tod. Das Böse. Hörbar ist er da. Als Angst. Als Angst, nicht zu überwinden, sondern überwunden zu werden. Das mischt sich ja auch rein, es wäre falsch, das zu übergehen, zu verdrängen. Die Angst, sich im Einmischen selbst zu verlieren. Das war ja schon die Urangst für die Weggeführten in Babel, im Exil. Und Jeremia haben sie – vorsichtig gesprochen – den Kopf gewaschen für seinen Brief. Angefeindet und angezeigt: hier verriet einer den Glauben. Hier macht einer Religionspolitik auf Kosten der religiösen Identität, so der

Vorwurf. Und überhaupt: wieso einrichten – siebzig Jahre, drei Generationen, was für eine Selbstaufgabe predigt der da! Es gehe doch bald zurück, sagen die anderen Priester und Propheten, es werde bald wieder Heimat sein, vorgeblich, wie sie war, mutmaßlich, wie sie nie war. Wenn man Jeremia folge hingegen, so zürnen seine Gegner – bauen, bleiben, druntermischen –, wer geht dann womöglich wieder mit zurück nach dem Exil? Ist doch viel schöner, bequemer, weitläufiger, weltläufiger so – ja, die Angst sich zu verlieren geht um. Ging damals bei Jeremia selbstverständlich um. Und so will ich nicht verschweigen: man kann Jeremias Brief anders lesen, als ich es jetzt getan habe. Nicht wirkliche Öffnung, allenfalls Taktik: betet für sie, so bleibt auch Ihr am Leben. Baut und betet, so lässt sich durchstehen, bis überstanden ist, was jetzt nicht überwunden werden kann. Klar, auch das steckt in dem Brief. Ach, all die Ambivalenz, all die Sorgen, sich zu verlieren, kenne ich, kennen wir doch wohl gut. Christliche Existenz, wenn sie sich einmischt: bleibt sie dann noch erkennbar? Und wie bleibt sie das? Durch ein Kronenkreuz auf dem Diakonieschild, aber drinnen passiert das, was überall passiert? Und die Kirche – gemeinwesenorientiertes Unternehmen? – Sperrig, ich weiß, für manchen auch schrecklich, weil: was ist an diesem Unternehmen noch speziell Kirche? Sagen, was andere auch schon gesagt haben? Institutioneller Selbsterhalt? Sich einmischen, ohne sich zu verlieren, ist alles andere als leicht. In feindlicher Umwelt droht stets die Kollaboration. In einer Stadt, in der Freiheitspreise vergeben werden, wissen Sie besonders gut, wie schwer das mit der Freiheit ist, wenn das System unfrei ist. Einmischen ist dann ein schmaler Grat – Jeremia ein Kollaborateur Babels? Und wir Kollaborateure mit den unbarmherzigen Logiken von Macht und Geld? Wer mit dem Teufel verhandelt, muss sich nicht wundern, wenn er nach ihm stinkt – ich dachte immer, das wäre von Wolf Biermann, dem Freiheitskämpfer und preußischen Ikarus, aber vielleicht ist es von wem anders, stimmen tut es in jedem Fall. Wer sich einmischt, geht das Risiko, ins Unkenntliche untergemischt zu werden. In unfreien Systemen durch bittere, verräterische Kompromisse, in der alles dominierenden Marktlogik durch unkenntliches Mitlaufen oder albernes Auf-sich-aufmerksam-machen-Wollen. Mit dem Markt schreien, was halt gerade gut geht. – Und ja: Die Hüter der Identität, die schon Jeremia angezeigt haben, wissen es stets besser. Aber sie müssen sich fragen lassen: was ist ein Glaube, der sich nicht einbringt, was ist der noch? Eine schöne Säule, prächtig hochgebaucht im Gelände? Oder nur eine Luftnummer?

Liebe Gemeinde, so Oppositionen sind ja schön hübsch in der Predigt, man kann sie sich zuschneiden, zurechtschneiden. Liberale Öffnung kontra ängstliche Identitätswahrung – das klingt geschmeidig, kann aber leicht den faden Beigeschmack bekommen, dass der Prediger vor allem Eigenes reinmischt. Wir wissen doch, dass es um komplexe Prozesse geht, dass wir uns immer wieder zwischen Polen bewegen, die nur zusammen das Feld beschreiben: Tradition und Wandel, Eigenes und Offenes, Einmischen und Bei-sich-Bleiben – beständig neu, habe ich gelernt, heißt das hier, so ist die Domgeschichte genial überschrieben, das ist die Aufgabe in ihren Polen: beständig neu. Gehört beides dazu und zusammen. Mit dem Weg ins Exil nach Babel beginnt

eine elementare Polarität die Geschichte des Volkes Israel zu bestimmen: Gola und Land Israel, Zion und Diaspora. Beides aufeinander angewiesen. So auch unser Glaube: Zentrum, Brandenburg, Wiege der Mark und der Kirche hier. Und dort die Weite, die Freiheit, das Hinausströmen-Lassen, das immer wieder anfängt: mit Schule, Kolleg, Musik – alles gesagt. Alles gesagt? Ich weiß nicht. Irgendwie scheint mir, die Botschaft der Bibel ist jetzt doch unter der Hand ins Allgemein-Menschliche verdampft – irgendwo zwischen den Polen Identität und Auftrag? So wie der Wochenspruch: Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem (Römer 12,21) – steht in der Bibel, klingt aber sehr allgemein philosophisch, allgemein gut im besten Sinne. Wenn wir rumfragen auf der Straße: wird vielleicht nicht jeder gleich mit Bibel und Gottes Wort identifizieren. Könnte auch Kant sein. Oder Goethe. Oder so. Warum sagen und singen wir diesen Wochenspruch? Was schwingt da mit, wenn wir das tun? Und: was steckt da noch drin in diesem Brief des Jeremia, jenseits von Hinweisen zu Religion und Identität? Eine letzte Wende ist nötig:

Der Kanon des Kirchenmusikdirektors Günter Brick endet auf h. H-Moll. Wir kommen dahin vom Leitton ais. Das Gute, das wir besingen, schleift hinauf von ais zu h. H aber steht in der Musiktradition, jedenfalls kirchlich, immer wieder für Tod. H. H-Moll. Messe. Ich weiß nicht, lieber Bruder Brick, ob das nun Absicht war, ich gehe aber davon aus. Da ist schon ein deutliches musikalisches Zeichen vom Kreuz untergemischt in diesem H. Im Tod geht das Leben neu auf. Sein Gutes. Im Untergehen fängt Gott mit uns an. Das ist der Grund, warum wir, warum Gottes Kinder das immer konnten. In Babel Häuser bauen. In Babylon Berlin und in Babylon Brandenburg Kirche sein. Fröhlich. Sichtbar. Mit Gebet und Schule und Häusern als Herberge. Im Babylon des Marktgeschreis sich einmischen mit aller Lust, mit allen Tönen. Mit Berliner Liedern – dafür ist Günter Brick bekannt, neue moderne Lieder – und jetzt auch, aber ja, mit Brandenburger Kanon. Im Untergehen sagt Gott zu: ich gehe mit. So wie nach Babel mitgegangen. Und da – da sind auch Menschen. Und die sind liebenswert. Betenswert. Das ist der Punkt: Es geht am Ende nicht um die menschlichen Pole ‚bei sich‘ und ‚in der Weite‘. Es geht um: sich in dem allen – so oder so – hingeben. Können. Ha, können Sie einwenden, das geht doch schief. Ha, sagt der Kanon heute, h-Moll. Da geht Gott los. Überwindet für uns. Baut mit. Neue Luftsäulen. Mischt sich unter uns. Nicht als Luftnummer. Als Melodie – Ober- und Unterton. Und sind die einen gerade beim Bösen, die anderen beim Überwinden. Gott ist immer zum Guten für uns. Ha. Am Ende alle auf diesem Ton, an dem sich alles wendet. Und drüber das schöne D. Festliches D zum Kapiteltag. Treffen wir uns da? Naja, im Kanon gilt immer: Treffpunkt Fermate. Und im Leben, zwischen Babel, Berlin und Brandenburg: Treffpunkt, wo Gott sich bei uns einmischt. Ha. Amen.